

Können sie lesen? : Ein Volkslied

Autor(en): **Goes, Albrecht**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **9 (1966)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-388051>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KÖNNEN SIE LESEN?

Ein Volkslied, gedeutet von Albrecht Goes

*Es geht eine dunkle Wolk' herein,
Mich deucht, es wird ein Regen sein,
Ein Regen aus der Wolke
Wohl in das grüne Gras.*

*Und kommst du, liebe Sonn', nit bald,
So weset all's im grünen Wald,
Und all die müden Blumen,
Die haben müden Tod.*

*Es geht eine dunkle Wolk' herein,
Es soll und muß geschieden sein;
Ade, Feinslieb, dein Scheiden
Macht mir das Herze schwer.*

Mit erglühendem Gesicht, so berichtet Lou Andreas-Salomé, habe der junge Rilke, auf seiner Rußlandreise in einem der Wolgadörfer, den Kuß der Bäuerin im Abschied empfangen und das Wort dazu: «Auch du bist wohl nur Volk.» Man versteht, wie dieses «nur Volk» einen Mann treffen mußte, der darauf angelegt war, vom *Stundenbuch* über die *Neuen Gedichte* bis zu den *Duineser Elegien* Bereichen anzugehören, die weiter als weit entfernt waren von einer Zeile wie dieser: «Es geht eine dunkle Wolk' herein», wobei am Tage ist, daß einer, der im Prager Anfang schon begonnen hatte zu sagen: «Mich rührt so sehr / Böhmischen Volkes Weise», die Sehnsucht nach dieser Liedgestalt unablässig in sich gekannt hat.

Es ist eine wunderliche Konstellation: die dieses Volkslied anstimmen konnten, irgendwer, irgendwo, die würden ein Kunstgebild wie Rilkes *Rosenschale* (um eines der vollkommensten zu nennen) kaum anders als mit verlegen-schweigendem Staunen aufgenommen haben, während umgekehrt der Dichter Rilke manche seiner Pretiosen drangegeben hätte für ein solches Lied. Denn daß das Kluge und Beziehungsreiche, das Licht- und Schattenspielende, worin seine Meisterschaft funkelte, wohl anderen, aber gewiß nicht höheren Ranges war als das Faltenlos-

Klare, das wußte dieser Dichter, der so vieles, der fast alles über das Gedicht gewußt hat und dem es in der Wachheit des Wissens nicht gegeben war, zu vergessen und selbstvergessen zu singen. Flüchtige Leser unsres Lieds, die «einfach» und «harmlos» miteinander verwechseln, mögen Rilkes erglühendes Gesicht bedenken, seine Wachsamkeit dort, wo das Immerwährende Ereignis wurde «bei dem Seiler in Rom, bei dem Töpfer am Nil» – und in solchem Lied.

«Aus dem Dreißigjährigen Krieg»: das ist die einzige nähere Angabe, die uns über dieses Volkslied zugänglich geworden ist. Nicht bekannt ist die Landschaft, in der es zuerst gesungen wurde, und kein Dichtername wird genannt. Wird kein Dichtername genannt, so bedeutet das freilich nicht, daß wir gar nicht einen Einzelnen als Verfasser uns denken sollen, sondern eine anonyme Sing- und Spielschar. Nun hat es solche Sing- und Spielscharen gewiß gegeben, und in unseren Volksliedsammlungen, vorab in *Des Knaben Wunderhorn*, wird man viele Strophen finden, die sich als Gemeinschaftsarbeit verstehen lassen, als Improvisation unter der Linde: Strophen voll unschuldig-kecker Reimlust, Fangnetzstrophen, da eine die andre nach sich zieht mit leichter, lässiger Hand, mit Anmut und Übermut. Unser Abschiedslied aber ist, wenn nicht alles trügt, das Werk eines Einzelnen, ein großes Gedicht, das «Lied» genannt werden muß, weil es wohl gleich mit seiner Melodie zusammen ins Leben trat und nicht ohne seine Melodie zu denken ist.

«Aus dem Dreißigjährigen Krieg.» Diese Zeitbestimmung besagt nicht, daß das Lied eine Beziehung zum Krieg haben müßte; Abschiedslieder werden in Krieg und Frieden gesungen, zu jeder Zeit. Aber wer lange genug diesen drei Strophen nachhorcht, wird inne, daß dieser Eintrag mehr ist als Zeitangabe, daß er schon die Farbe des Him-

mels über diesem Gedicht bestimmt. Es ist ein dunkelfarbener, ein stählerner Himmel. Abschied: das ist hier nicht das zärtliche Lebewohl, das sich selbst und seine Tränen genießt. Es ist unerbittlich ernst mit diesem Abschied, es geht auf Leben und Tod; wer da ein Lied zu singen anhebt, dessen Wort prunkt nicht, dessen Melodie strömt nicht. Verhüllt und verhalten, nur unter verhan- genem Himmel wagt er den ersten Ton: «Es geht eine dunkle Wolk' herein.»

«Es»: das ist die Schicksalsvokabel, das Fürwort der Notwendigkeit. «Es geht . . . herein»: so regiert die gnadenlose Un- abwendbarkeit, und alle: Land und Leben, Zeit und Geschichte, Jugend und Liebe, Heute und Morgen sind unter dem Schatten der Wolke. Viel mehr noch: es ist, als gäbe es nur die Wolke über der Welt – und außer ihr kein Leben.

Oder doch? «Mich deucht –»: da ist nun einer; da ist er, der Singende. Der Singende, die Singende? *Der* Singende doch wohl; leicht zu denken: ein Soldat, ein Ritters- mann . . . Einer, der in diese verhangene Welt hineinblickt, nicht mit der augengenauen Eilfertigkeit der Wetterbeobachtung, son- dern wie geduckt unter die Gewalt gesche- henden Geschehnisses: «Mich deucht, es wird ein Regen sein.» – «Es geht . . . herein» – und «es wird sein . . .»: es ist die Einfalt, und es ist der Gehorsam aus der Sprache der Bibel; zu beschönigen ist nichts und nichts laut zu beklagen.

« Ein Regen aus der Wolke »: nun sind sie beisammen und wie ineinander verschränkt, die beiden Erfahrungen aus den ersten Zei- len. Und seltsam genug, da sie nun zum zweitenmal genannt wird, die Wolke, die dunkle, die regenträchtige, ist es, als sähe man ihre Kontur, ihren Anfang, ihr Ende. Sie bleibt, was sie ist: «dunkle Wolk'», aber sie ist nicht mehr der ganze Himmel. Es *gibt* wolkenlosen Himmelsstrich, es gibt Länder ohne Krieg, Länder, in denen nicht Ab- scheid genommen werden muß, nicht *so* Ab- scheid genommen werden muß. Hier frei- lich ist Krieg und Abschied, hier ist die

Wolke, und hier ergießt sie sich «wohl in das grüne Gras». – «Wohl»: dieses zuweilen nur wie ein Füllsel erscheinende Wort, hier hat es eigenes Gewicht: indem es die erste Silbe des vorausgehenden Wortes «Wolke» in sich selbst wiederholt und dehnt, hält es die Regenwolke auf, macht, daß sie breiter, schwerer, regenreicher nun noch, niedergeht «wohl in das grüne Gras».

«Und kommst du, liebe Sonn', nit bald», jetzt erst, in der zweiten Strophe, wagt sich die Empfindung hervor. Große Bangnis, Trauer, Wehmut, Klage. Sie ist wortarm und tief, diese Klage: «so weset all's im grü- nen Wald» – und doch will sich in der bitter- süßen Strophe ein Schimmer der Hoffnung nicht ganz und gar auslöschen lassen; es sind die beiden O-Vokale aus der ersten Zeile in den Worten «Kommst» und «Sonn», aus denen diese zaghafte, diese kaum schon gläu- bige, dem Unglauben nur mühsam sich ent- windende Zuversicht ans Licht will, die Zu- versicht: daß es das geben könnte, was jeder sich ersehnt: daß der Krieg, der dunkel- furchtbare, den Schauplatz wechsele. Er ist wie die Wolke, er kann wandern, er kann – enden. *Kann* er enden? Sie wissen es kaum noch, was das ist, des Friedens «liebe Sonn». «Mutter, was ist der Fried? Schlägt der Fried uns tot?» haben die Kinder von 1648 ge- fragt, als man zu ihnen sagte: «Der Friede kommt.» Es ist Krieg noch immer – und kommt *jetzt* das Ende nicht, so hat's große Not. Für das blühende Leben, für die Lie- benden, für Liebestag und Liebesnacht.

«Und all die müden Blumen / Die haben müden Tod.» Wie? Wie sollen sie eigentlich «müden Tod» haben von dem Regen, der doch der Blumen Leben ist? Hier wird offen- bar, wie leicht und gelind, wie schwebend die Räume in einem solchen Gedicht inein- ander übergehen. Eben noch konnte die Landschaft gemeint sein, nun ist es ganz und allein die Landschaft des Herzens: der diese fast hilflos scheinende Wiederholung wagt – «müden Blumen» «müden Tod» – der meint die Blumen nicht mehr.

Und jetzt zum zweitenmal: «Es geht eine

dunkle Wolk' herein.» Aber Wiederholung ist nicht gleich Wiederholung. Während bei den beiden «müde» das zweite nur eben eine Steigerung bedeutete (diese Wortwahl, geschah sie bewußt oder unbewußt: wer entscheidet das? Gewiß ist, daß sie große dichterische Gewalt in sich birgt), wird hier die Wiederholung der ersten Zeile zum Auftakt fast einer neuen Melodie. Auch jetzt noch ist die Wolke, was sie vor allem Anfang war: dunkle Macht, Lebensübermacht – aber er, der Singende, ist ein anderer nun. Er ist wie einer, der sich, ernsten Muts, die Rüstung angelegt hat, der seiner Stunde sich stellt. Mehr als zur Hälfte schon ist er nicht mehr hier; er ist weggerissen in die strenge Klarheit eines Frühlichts, das durchtönt wird von der alten Taglied-Weise des Dietmar von Aist: «Ich was vil sanfte entslafen: / Nu rüefestu kint Wafen. / Liep ane leit mac niht gesin.» Die Klage schweigt, die Notwendigkeit nur hat das Wort: «Es soll und muß geschieden sein.»

Aber da geschieht es ihm – und dies ist, als würde die Pause an diesem Zeilenende Musik –, daß er unter der Tür innehält, daß sein Blick noch einmal die Gefährtin findet, die Zurückbleibende; und die Zurückbleibenden tragen, er weiß es, das schwerere Teil. Es kommt ihn an, ein einziges Mal nicht durch Spiegelwort und Gleichnis zu reden und wahr sein zu lassen, was immer ist: «Ade, Feinslieb, dein Scheiden / Macht mir das Herze schwer.»

«Dein Scheiden.» Wer scheidet denn? «Scheidet sie, scheid ich?»: die immerwährende Frage der Scheidenden, sie ist nicht zu beantworten. Und so wird denn wohl auch nicht zu entscheiden sein, wer hier spricht. Ist es der Mann, der dies Letzte kaum sich selbst gesteht, oder ist es – Echo einer Wechselrede – Frauenstimme nun, schutzloses Urwort: allem Leben, keinem Leben, dem Morgenwind nur anvertraut: «Ade, Feinslieb, dein Scheiden / Macht mir das Herze schwer.»

In diesem Lied, und in hundert Liedern wie diesem – obschon dieses innerhalb einer

reichen Fülle einen außerordentlichen Rang einnimmt –, ist nichts Kokettes, Sichselbst-bespiegelndes zu finden, nichts Wehleidiges und nichts Forciertes – und man erinnert sich der einzigen Maxime Mörikes, der einfältigsten, der großartigsten: «Nur nichts forcieren.» Hier muß nicht im Gedicht erst, durch die Anstrengung gleichsam des Gedichts, eine Welt herbeibeschworen werden; es bedarf nicht der sonderlich ausgesuchten Wendungen, die nun bedeutend drapiert werden müßten, wie ein kunstgewerblicher Schönheitssinn zu ordnen versteht. Vielmehr wird durch ein solches Gedicht – durch sein ausgesprochenes und durch sein unausgesprochenes Teil – eine ganze, reichgefügte Welt offenbar: Schöpfung und Krieg, Liebe und Abschied, Verzicht und Zuversicht noch inmitten des Verzichts. Die Stimme, die sich erhebt, ist kaum mehr als eine dunkle, gedämpfte Einzelstimme. Aber indem sie sich erhebt, wird der ganze Leib unsrer Sprache tönend.

Wäre die Vertonung zu dem Lied nicht zugleich mit dem Wort wie aus einer Wurzel gewachsen, so würden wir wohl an Brahms denken als an den, der eine schwermütig-reine Melodie zu diesen Worten gefunden hätte; der Atem aus niederdeutscher Landschaft wäre in ihr, die Weite des Himmels vom Münsterland und der dunkle Ton vom niedersächsischen Wald. Aber solche Begrenzungen sind, dünkt mich, nicht statthaft. Nicht die Begrenzung des Ortes, nicht die der Zeit. Zwar sind die Epochen, da diese Lieder ihre große Resonanz fanden: Arnims 1810, Zuccalmaglios 1840 und Hans Breuers 1910 – uns, den Entzauberten, ferngerückt; ja, es könnte sein, daß wir uns den Lautenspielern vom dämmernden Abend auf keine Weise gesellen wollten. Das Lied selbst aber ist über diesen Epochen. Es ist zeitlos wie die Wahrheit.

Mit freundlicher Erlaubnis des S. Fischer-Verlags, Frankfurt am Main, dem im Jahr 1952 bei ihm erschienenen Bändchen *Freude am Gedicht, Zwölf Deutungen von Albrecht Goes*, entnommen.